...ung Fernruf 419
...ofen in
...r-Neuheiten
...n-Konfektion.
...n Schaufenstern.
...ann.
...den Sie
...Süßweine,
...Steine-
...müse und
...strammter
...ohl, frische
...swert bei
...Schwimm
...der
...Warburg
...Stas,
...ppiche
...ligst bei uns
...Söhne
...verkaufen
...auf
...Fernruf 520
...ngebot
...n-Abteilung.
...nschuh, nur 11.85
...nschuh nur 9.80
...z, nur 10.50
...uh
...en nur
...auslagen.

stark wie das Alte Testament. 1830 erschien es im Druck. Die ganze Welt bezeichnete es als phantastisch. Es beschwor eine literarische Fehde herauf. Man warf Smith vor, sich auf Umwegen das geistige Eigentum eines Predigers angeeignet zu haben, der das Schicksal der verlorenen Stämme Israels nach freier Phantasie in Form eines Romans schildern wollte. Den Propheten, eine Kampfnatur, entmutigten Hohn und Widerstand nicht. Am 6. April 1830 gründete er eine Gemeinde zu Fayetteville in Ohio. Es waren freilich nur sechs Mitglieder.

Smith blieb dort nicht lange. Als er mit der Gemeinde weiter nach Westen zog und sich bei Independence in Missouri niederließ, scharten sich schon einige hundert Menschen um ihn. Er lehrte sie, alles Land gehöre ihnen. Die Missourimänner waren anderer Ansicht. Als einige Mormonen die Lehre ihres Propheten praktisch durchführen wollten, wurden sie aus der Grafschaft ausgewiesen. Zwölfhundert Mann stark überschritten sie den Missouri. Clay County und Far West waren zwei weitere Etappen der langen Wanderung. Der Mormonenkrieg, von der Staatsmiliz gegen die „Heiligen vom Jüngsten Tage" ausgefochten, zersprengte die Sekte. Joe Smith sammelte sie wieder in Illinois und legte dort die Stadt Nauvoo an.

Er war der unbeschränkte Herrscher im Mormonenstaat. Er hatte eine glückliche Hand. Nauvoo blühte rasch auf. Zwölf Monate nach der Gründung standen schon über zweitausend Häuser, wuchs der erste Mormonentempel aus weißen Steinen auf einem Hügel auf. Joe Smith war Bauherr, Milizgeneral, Bürgermeister, Schatzmeister, Polizeipräsident, Prediger in einer Person. Er verlangte unbedingten Gehorsam. Reibereien mit Andersdenkenden konnten nicht ausbleiben. Ein Zwist mit der Staatsregierung führte zum Verhaftungsbefehl gegen den Mormonenführer. Seine Anhänger standen wie ein Mann, um ihn zu verteidigen. Der Gouverneur wollte Blutvergießen vermeiden und bat Smith, sich selbst zu stellen. Er setzte sein Wort und die Ehre des Staates für die Sicherheit des Propheten ein. Einige Tage später holte ein Pöbelhaufen Joe Smith und seinen Bruder aus dem Gefängnis und knallte nach beiden wie nach Zielscheiben. Beide fielen.

Zwölftausend Mann waren es schon, die der Leiche des Führers die letzte Ehre erwiesen. Doch um sein Grab wußten nur wenige Eingeweihte. Brigham Young wurde sein Nachfolger. Er konnte es nicht hindern, daß die erregten Leute von Illinois Nauvoo in Trümmer legten. Die Mormonen zogen nach Westen. Zwei Jahre lang blieben sie verschollen. Dann erfuhr man, daß sie unter furchtbaren Mühen den Großen Salzsee erreicht und sich dort niedergelassen hatten. Das war im Jahre 1847. Das Utahtal erwies sich als ein neues Kanaan. Fünf Jahre später zählte der Mormonenstaat schon 40 000 Einwohner. Sein rasches Wachsen verdankte er dem beispiellosen Fleiß der Sektierer, die sich als Kolonisatoren ersten Ranges erwiesen. Ihr Fanatismus, der Andersdenkenden nichts gönnte, brachte ihnen Zuwachs, gleichzeitig aber ständige Reibereien mit den Bundesbehörden. Verschärft wurden diese durch die den amerikanischen Gesetzen widersprechende Vielweiberei der Mormonen. Ihre ganze Lehre paßte nicht in den Organismus des Landes, in dem sie einen Staat im Staate bildeten. Ihre Starrköpfigkeit, die zur Durchsetzung ihrer Ziele vor keinem Mittel zurückscheute, machte verschiedene hervorragende Mormonen zu Verbrechern vor dem bürgerlichen Gesetz.

Doch allmählich gliederte sich auch der Mormonenstaat in das große Gemeinwesen der Union ein. Die Gegensätze von einst sind zum größten Teil geschwunden, nachdem die Mormonen den radikalen Fanatismus der ersten Jahrzehnte aufgegeben haben. Heute bildet die Salzseestadt mit ihren 140 000 Einwohnern ein Kulturzentrum des Westens. Sie unterscheidet sich durch Sauberkeit von manchen anderen amerikanischen Städten und besitzt nichts von jener puritanischen Steifheit, die ihr oft angedichtet wird.

Die Dampfmaschine.

Skizze von Benno Ludwig Manns.

Man kann aus abgebrannten Streichhölzern ein herrliches Landhaus bauen und in seinen Räumen das Wochenende verleben, kann auf einer Landkarte eine Weltreise machen und sich köstlich dabei erholen, kann sich überhaupt alle Schönheiten der Erde erschließen, wenn man eine bestimmte Zutat nicht vergißt: zu jedem dieser wohlfeilen Hilfsmittel drei Teile Phantasie!

Als Ehm Fahrenbrok diese Lebensweisheit in sein Tagebuch schrieb, war er soeben aus der Schule gekommen, obwohl er über vierzig Jahre alt war. Unterrichtet hatte ihn ein Kind, sein elfjähriger Junge Klaus. Das war gerade zu einer Zeit geschehen, als Ehm Fahrenbrok seine führende Stellung in der kleinen Stadt, in der er seit Jahren wirkte, aufgeben wollte, um in einer Großstadt eine Stellung anzunehmen, die zwar nicht so führend war, aber besser bezahlt wurde.

„Hinaus aus diesen engen Verhältnissen!" hatte er zu seiner Frau gesagt, die ganz anderer Meinung war. „Ich muß vorwärts kommen. Es ist besser, in jener Stadt zweiter Direktor eines Großbetriebes zu sein als hier erster in einem Kleinbetriebe. Immer vorwärts, vorwärts!"

Da griff sein Lehrmeister ein, sein Junge. Von dem hatte er einen Wunschzettel erhalten, auf dem mit ungelenker Hand einzelne Gegenstände verzeichnet waren, einundzwanzig köstliche Dinge, von denen sich Klaus wenigstens eins zu seinem Geburtstag wünschte. An der Spitze stand: „Eine Dampfmaschine".

„Warum gerade eine Dampfmaschine?"

„Tja, warum?"

Klaus hob betreten die Schultern.

Eigentlich soll man Kinder niemals nach ihrem Warum fragen. Natürlich haben sie ihr Warum und kennen es ganz genau, aber sie können es schwer erklären.

Ehm Fahrenbrok verstand es, in den Seelchen der Kinder zu lesen, wenigstens verstand er es besser als viele andere Väter. „Ich weiß schon, Klaus! Wenn Du mit Deinem Metallbaukasten ein Schwungrad gebaut hast oder ein Kauffell, dann soll es sich auch drehen. Nicht wahr?"

Klaus nickte: „Ja, sonst —!"

„Gut, Junge! Ich will es mir überlegen. Nur müßte dann immer jemand dabei sein, wenn Du spielst, Mutter oder ich. Eine solche Maschine wird nämlich mit Spiritus geheizt, und das ist ein bißchen feuergefährlich."

Ehm Fahrenbrok beschloß, seinem Jungen eine Dampfmaschine zu kaufen. Aber er kam nicht dazu, denn am Abend sagte Frau Fahrenbrok: „Klaus will keine Dampfmaschine."

„Nanu?"

„Er hat mir gesagt, wenn immer jemand dabei sein müßte, mache ihm das Spielen keinen Spaß. Dann würde doch immer gesagt: So mußt Du es machen! Und er wolle doch in dem ganzen Maschinenbetrieb, den er mit seinem Metallbaukasten gebaut habe, der Oberste sein!"

Als Frau Fahrenbrok das sagte, hatte sie ein feines Lächeln auf den Lippen, bei dem man nicht recht wußte, ob es dem Jungen Klaus oder dem Manne Ehm galt.

Ehm wurde ein wenig verlegen. Er faßte sich aber. Klaus wollte doch seine Maschinen treiben!"

„Das will er auch jetzt noch. Nur wünscht er sich keine Dampfmaschine mehr, sondern einen Elektromotor."

Ehm Fahrenbrok sann: „Weil er dann allein spielen kann? Weil er dann in seinem Betriebe der Oberste ist?" —

Nach einigen Tagen kaufte er einen kleinen Elektromotor, der sich in Bewegung setzte, wenn man ihn in die Lichtleitung einschaltete. Als er ihn in seine Manteltasche schob, stellte er lächelnd fest, daß ihm zumute war, als hätte er den Stein der Weisen gekauft.

Klaus war beglückt, als er an seinem Geburtstag keine Dampfmaschine bekam. Auf dem Geburtstagstisch brannten im Kreise elf Kerzen. Zwischen ihnen lag schwarz, geheimnisvoll und vielversprechend der Elektromotor.

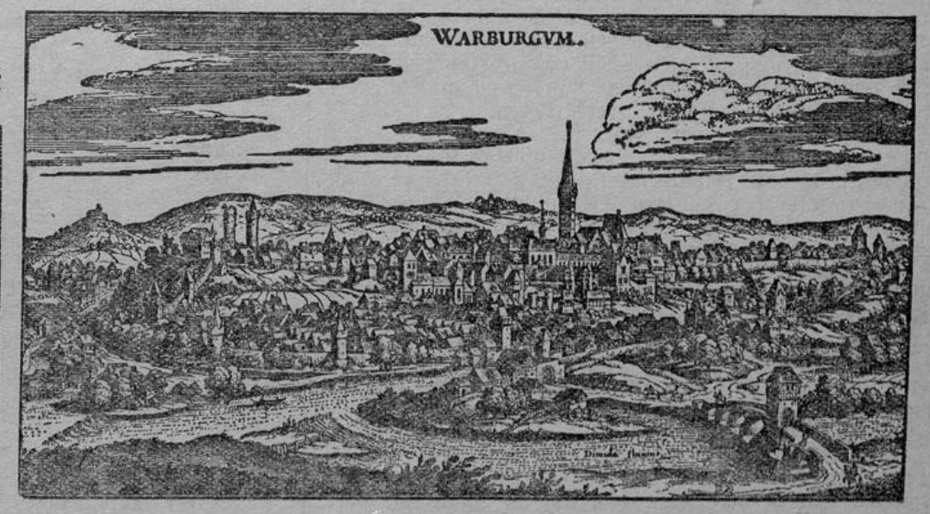
Ehm stand und sann.

„Da fällt mir ein —!" schauspielerte seine Frau. „Wie steht es denn mit Deiner Bewerbung?"

Ehm nahm den Elektromotor und streichelte ihn unwillkürlich, ehe er ihn seinem Jungen reichte. „Ich werde die Bewerbung zurückziehen. Wir bleiben hier!"

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt



Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes

Nr. 29 | **12. April 1930** | **5. Jahrgang**

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

7. Fortsetzung.

Frau Hete überlegte einen Augenblick, was sie beginnen sollte, Ita den Brief kurzerhand nach Karlsruhe nachzuschicken, hielt sie nicht für angezeigt. Verfolgte wirklich sein Absender Ita gegenüber strafwürdige Pläne, so leistete sie ihm mit der blinden Weiterleitung des Briefes unwillkürlich noch Vorschub. Den Brief ungeöffnet liegen zu lassen, fand sie auch wieder nicht für das Richtige. Es konnte ja doch irgendwie etwas darin stehen, was in der Sache von Bedeutung war oder gar den Vater zur sofortigen Anrufung der Behörde veranlassen könnte.

Schließlich entschloß sich Frau Hete kraft ihrer mütterlichen Autorität, Einblick in den Brief zu nehmen.

Sie öffnete den Brief, nahm zu ihrer Verwunderung ein Los aus dem zusammengefalteten Schreiben und las:

„Mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein,

ich bin der Besitzer eines Loses, habe aber einstweilen nicht das Zutrauen, daß ich durch meine Hände die Göttin Fortuna herbeizuzitieren vermag. Dabei bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es wohl am ehesten den unaussprechlichen Reizen Ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit gelingen möchte, die Schicksalsgöttin zu bezwingen. Gestatten Sie mir daher, daß ich Ihnen das Los verehre.

Nehmen Sie bei dieser Gelegenheit die Versicherung aufrichtigster Zuneigung von Ihrem sehr ergebenen

Felix Schmidt."

Frau Vallentin drehte das Schreiben hin und her. Am Kopf des Briefes stand unter der Datumzeile die Adressenangabe: Innsbrucker Straße 30. Stil und Meinung dieses Briefes schmeckten ihr weder nach einem kleinen Angestellten noch nach einem Hochstapler. Sie sah gar nicht klar in der Sache, wenn sie auch ein wenig beruhigter war. Etwas Böses konnte jemand mit der Weitergabe eines Loses und mit einem solch liebenswürdigen Begleitbrief bestimmt nicht vorhaben.

Frau Hete beschloß, ihren Mann einstweilen nichts von der Sache zu sagen und den Brief mit dem Los bei sich aufzubewahren.

In diesen Tagen kam aber auch Ria in den Bannkreis von Felix Schmidt. Nur unmittelbar allerdings und ohne sich dessen zunächst bewußt zu werden.

Otto Birkenbusch, Felix Schmidts temperamentvoller Sozius, konnte und konnte die Neugier über die Erwählte seines Kompagnons nicht los werden. Er überlegte hin und her, wie er es fertig bringen könne, die in Frage stehende junge Dame kennenzulernen, ohne daß er deswegen an Felix selbst herantreten mußte. Denn Felix gegenüber wollte er auf keinen Fall wahrhaben, daß er für seine Heiratsangelegenheit, die er ja in so heftiger Form verurteilt hatte, Interesse zeige.

Nach einigem Ueberlegen setzte er sich telephonisch mit Felix' Tante, Frau von Zerlinski, in Verbindung. Er glaubte seinen Sozius dahin zu kennen, daß er von der ihn so stark bewegenden Liebe in allererster Linie seine Tante in Kenntnis gesetzt hatte, und dies vermutlich in ausführlicher Weise. Auch glaubte er nicht fehlzugehen in der Annahme, daß Frau von Zerlinski, wie er sie so im Laufe der Jahre kennengelernt hatte, einem kleinen Intrigenspiel nicht ohne weiteres abgeneigt wäre.

Frau von Zerlinski war zu Otto Birkenbusch am Apparat sehr liebenswürdig. Sie hatte für diesen eleganten Mann, der um vierzehn Jahre jünger war als sie und obendrein noch zu haben war, immer eine gewisse Verehrung in Reserve gehabt. Sie verstand auch sehr wohl seinen Wunsch, dieses plötzlich so in den Vordergrund des Interesses getretene Fräulein Vallentin kennenzulernen, vollkommen und versprach, noch am gleichen Tage, das Ihre für ein kleines „Arrangement" zu tun.

Aufgeregt von der Bedeutung dieser Intrige, setzte sie sich sofort mit der nächsten Station ihrer Geheimverbindung zu der Familie Vallentin, mit Frau Sanitätsrat Brück, ins Einvernehmen.

Frau Brück hatte doch kein ganz reines Gewissen, daß sie sich damals ihres Auftrages in so wenig getreuer Form entledigt hatte. Als sie aber von ihrer Freundin Adelheid hörte, daß es sich diesmal gar nicht um den Neffen selbst handele, sondern daß dessen Sozius, der übrigens eine sehr elegante Erscheinung sein sollte, das Fräulein Vallentin kennenlernen wollte, und als

sie obendrein noch erfuhr, daß es dabei um ein kleines Ränkespiel gehe, wofür sie grundsätzlich immer zu haben war, machte sie der Frau Konsul Edler schleunigst entsprechende Mitteilung. Ja, sie erbot sich, als sie merkte, daß Adelheid von Zerlinski persönlich nicht in Erscheinung treten wollte, einen kleinen Tee bei sich zu Hause zu arrangieren, um auf diese Weise das gewünschte Rendezvous zwischen Otto Birkenbusch und Fräulein Vallentin in unauffälliger Form zu bewerkstelligen.

So wurde beschlossen, Fräulein Vallentin auf einen Tag zu Beginn der nächsten Woche mit Frau Konsul Edler zusammen, die die Familie Vallentin flüchtig kannte, zu Frau Sanitätsrat Brück zum Tee zu bitten. Durch Vermittlung von Frau von Zerlinski wurde auch Otto Birkenbusch zu diesem Tee bestellt.

Da nun, wie sich herausstellte, die Vertraute und Mittelsperson der Frau Konsul, die Frau von Bredersdorf, verreist war, mußte Frau Edler direkt im Hause Vallentin anläuten.

Als sie bereits mitten im Telephongespräch mit Ria war, kam es ihr zum Bewußtsein, daß die Familie Vallentin ja zwei Töchter hatte.

Welche war nun gemeint?

Wie die Frau Konsul aber nun von Ria heraushörte, daß ihre Schwester Lia zum Besuch einer Verwandten verreist war, ohne daß sich im Augenblick über den Zeitpunkt ihrer Rückkehr etwas ausmachen ließe, entschied sie sich aus eigener Initiative kurzerhand für Ria. Man hätte ihr ja wohl von der interessierten Seite her Genaueres sagen können, welche der beiden Schwestern sie eigentlich einladen sollte. Oder interessierte sich am Ende der fragliche Herr für ein Fräulein Vallentin schlechthin? Das wäre ja immerhin möglich. War es aber wirklich eine bestimmte von den beiden Schwestern, so konnte es nur Ria sein, da die jüngere Schwester Lia schon seit einigem nicht mehr in Berlin war.

So fand Frau Konsul Edler also alles in Ordnung, als sie das liebe Fräulein Ria dringend zu einer Tasse Tee bei Frau Sanitätsrat Brück einlud, wobei sie ihr gleich verriet, daß zu der Tasse Tee auch ein eleganter Junggeselle aus dem geselligen Kreise der Frau Sanitätsrat erscheinen werde, der sich für Ria schon seit langem brennend interessierte, ohne bisher zu seinem größten Leidwesen je die Gelegenheit gehabt zu haben, die reizende und von ihm so verehrte junge Dame kennenzulernen.

Welches junge Mädchen hätte einer solchen Einladung widerstanden? Welches junge Mädchen wäre nicht mit der größten Neugierde zu einem Tee gegangen, bei dem ein eleganter Junggeselle mit einer unbezwingbaren Sehnsucht im Herzen in Erscheinung treten wollte?

So kam es, daß Otto Birkenbusch durch die gütige Vermittlung von Tante Adelheid bei dem Tee der Frau Sanitätsrat Brück wohl das Fräulein Vallentin kennenlernte, aber das verkehrte . . .

10. Kapitel.

Ein Brief, auf den hin man den Koffer packt.

Felix Schmidt wurde plötzlich wie aus allen Wolken gerissen, als er mit der Post einen Brief aus Karlsruhe bekam, der ihm arges Kopfzerbrechen und große Sorge um seine Liebe bereitete.

Er hatte sich bis dahin in recht guter Stimmung befunden; er hatte das Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden.

Nach jenem gemeinsamen Mittagsessen mit Konrad Mengelberg hatte er noch eine zweite Zusammenkunft mit dem Rechtsanwalt gehabt. Dabei hatte er denn auch Konrad Mengelberg das Geheimnis seines Herzens offenbart. Und war dabei wirklich einmal nicht mit den üblichen mißtrauischen Fragen empfangen worden.

Konrad Mengelberg war zwar selbst geschieden und war auch als Rechtsanwalt, der zahllose Scheidungsprozesse geführt hatte, kein Anhänger der Ehe geworden. Aber er hatte doch volles Verständnis für das Anlehnungsbedürfnis seines Freundes Felix und für seinen Wunsch, endlich eine gleichgestimmte Seele an seiner Seite zu wissen. Nur den einen Rat gab er dabei seinem Freunde: er möge seine Tante Adelheid vorläufig aus dem Spiele lassen. Felix sollte ihr nichts von seinen Heiratsplänen mitteilen, da diese Frau ihm sicher sonst mit ihrem notorischen Bedürfnis zum Ränkespielen zu schaffen machen werde.

Konrad Mengelberg hatte Felix schon oft davor gewarnt, seiner Tante Adelheid gegenüber allzu vertrauensselig zu sein. Aber Felix hatte darauf nie hören wollen. Deshalb war Konrad auch wenig überrascht, als Felix ihm jetzt, sich mit der Hand über die Glatze fahrend, gestehen mußte, daß Tante Adelheid bereits alles wisse.

„Nun," meinte der Rechtsanwalt nachdenklich, „hoffen wir, daß du recht daran getan hast. Frauen kommen sich in Heiratsangelegenheiten sowieso immer wie Feldherren vor, die ihre Truppen hin und her zu schieben haben. Und nun erst deine Tante Adelheid . . ."

Aber Felix sah gar keinen Grund, an der guten Meinung seiner lieben Tante Adelheid zu zweifeln.

Ihn peinigte zurzeit einzig und allein seine Wirtschafterin, Frau Zeisig.

Er hatte der guten Frau Zeisig in einem unvorsichtigen Augenblick den Namen seiner Herzensdame überliefert. Seitdem fragte sie ihn, so oft sie ihn zu Gesicht bekam, wie es Fräulein Vallentin gehe. Dabei machte sie ein gottergebenes Gesicht, daß ihr Felix das Fragen und Andeuten schon gar nicht mehr übelnehmen konnte.

In der Güte seines Herzens hatte Felix volles Verständnis dafür, daß der guten Frau Zeisig die Sache nicht gleichgültig sein konnte. Verlor sie doch dadurch eine Stellung, die sie schon seit vierzehn Jahren einnahm. Denn, daß sie neben Lia nicht weiter im Hause bleiben konnte, war ja klar. Lia würde als Hausfrau in ihrem jungen Reich regieren wollen, wie es auch ganz in der Ordnung war. Neben dem Willen der guten Frau Zeisig aber, das wußte und beherzigte Felix seit vielen Jahren, kam eine andere Meinung gar nicht auf.

Der Kaffee war jetzt jeden Tag verhältnismäßig schwach. Wenn Felix nach dem Warum fragte, so fuhr sich Frau Zeisig mit dem Schürzenzipfel über das Auge und antwortete nur, sie müsse ihren Herrn und Gebieter doch langsam darauf vorbereiten, wie er es bei anderen Leuten haben werde. Denn den Kaffee, den sie selbst immer mit Liebe gekocht habe, die ihr jetzt so mit Undank gelohnt werde, werde ihm doch keine Menschenseele mehr auf dieser Welt so gut brauen.

Felix steckte diese Sticheleien seelenruhig ein. Er war obendrein froh, daß Frau Zeisig nicht wieder wie damals in so grausamer Weise von seiner Glatze sprach, die ihm im Augenblick noch die größte Sorge machte. Er hatte sich zwar auf die Empfehlung seiner Tante Adelheid hin bei einem Spezialinstitut zur Bestrahlung mit Höhensonne und zur Kopfmassage in Behandlung gegeben, aber er hatte kein Zutrauen zu der Kur, die nur einen Haufen Geld kostete.

Nun, schlimmstenfalls mußte er eben mit seiner Glatze, wie sie nun einmal war, in die Ehe treten. Lias Liebe stand ihm turmhoch über solchen Aeußerlichkeiten. War er bei dieser Feststellung angelangt, so war es Felix immer, als halte er das Glück bereits fest in den Händen.

Und da war dieser Brief aus Karlsruhe gekommen, der ihn aus allen Wolken riß, und der ihn veranlaßte, sich auf die Bahn zu setzen und sich mit dem nächsten Zuge nach der badischen Hauptstadt zu begeben.

Als Felix kurz vor der Abreise an einem vornehmen Papiergeschäft vorbeikam, ging er in raschem Entschluß hinein und bestellte hundert Visitenkarten mit dem Text:

Felix Schmidt

Schwedischer Konsul

Berlin Innsbrucker Straße 30

Es war doch besser, wenn er diese Visitenkarten rechtzeitig hatte, um nach dem Eintreffen seiner Ernennung zum Konsul auch unverzüglich seinen Antrittsbesuch beim Oberfinanzrat Vallentin machen zu können.

11. Kapitel.

Lia wird verbannt.

Als Lia in vorgerückter Stunde in Karlsruhe angekommen war, stand ihre Tante Martha, von einem Telegramm des Vaters benachrichtigt, an der Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Palmsonntag und die Palmesel-Prozession.

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.

Wenn wir auch die ersten authentischen Nachrichten über die Feier des Palmsonntages und der sogenannten Palmesel-Prozession erst aus dem fünften Jahrhundert nach Christo durch den Kirchenvater Chrysostomus hören, so ist doch die Sitte, im Frühling ein Fest zu feiern und einen Festzug zu veranstalten, schon uralt. Die Palme gilt den Völkern des Orients seit grauer Vorzeit als das Zeichen des Sieges und der Freude. Und schon bei den Phöniziern, Syrern und Persern der antiken Welt war es üblich, in dieser Jahreszeit feierlich Umzüge zu veranstalten: Der Weg der Priester, die auf einem Esel reitend die Felder segneten, wurde von der jubelnden Volksmenge mit Palmen und Blumen bestreut. Damit war der Sieg des Frühlings, der die keimende Saat erweckt, der Sieg des Lebens über die Todesstarre des Winters symbolisiert. Es ist deshalb begreiflich, daß die in Jerusalem zusammengeströmte Volksmenge dem sehnsuchtsvoll erhofften Messias den Weg mit Palmen bestreute. Sah sie doch in Christus den Erlöser aus der römischen Knechtschaft, den Retter ihres nationalen Staates. Ihre begeisterten Zurufe „Hosianna, dem Sohne Davids; gelobt sei, der da kommet im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe!" zeigen die Glut ihrer Empfindungen. Eine geistige Erhebung jedoch, wie sie der Messias in den Worten ausdrückte „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", mußte diesen breiten Volkskreisen damals noch völlig unbegreiflich sein.

Aber, welch ein wundervolles Bild, dieser Triumphzug durch das Tor von Jerusalem in der ganzen Pracht und Herrlichkeit des südlichen Frühlings, umstrahlt von der goldenen Sonne des Orients. Wie viele Künstler haben versucht, dieses herzbezwingende Bild zu gestalten!

Aus dem Wunsche heraus, dies köstliche Ereignis wieder aufleben zu lassen, sind auch die Palmesel-Prozessionen der christlichen Kirche entstanden, die sich an die antiken Flurprozessionen anlehnten. Von besonderem Reiz war der von den Franziskanern veranstaltete Festzug: Man versuchte eine möglichst getreue Nachbildung des Einzugs Christi in die durch ihn geheiligte Stadt darzustellen. Darum ließ auch der Prior des Klosters den zum Ritt bestimmten Esel, dem Text des Evangeliums entsprechend, früh am Morgen aus Bethphage holen. Auf diesem Tiere ritt er dann in feierlichem Zuge durch die Stadt bis zur Erlöserkirche, wo er abstieg, um am Altar die Messe zu zelebrieren. Das Volk und die Mönche, die zu beiden Seiten des Weges dicht gedrängt standen, bestreuten den Weg mit Palmen und Blumen und riefen: „Hosianna in excelsis, Hosianna Filio David!" Natürlich fand dieses Vorgehen der Franziskaner sowohl in der morgenländischen als auch in der abendländischen Kirche eifrige Nachahmungen. Bald begnügte man sich nicht mehr mit dem einfachen grauen Esel, sondern schmückte ihn mit purpurnen, gestickten Decken, mit Gold und Edelsteinen. So bestanden z. B. in Salzburg sogar die Zügel des Tieres aus Schnüren echter Perlen und Diamanten. Der Harnisch des Reiters und das Sattelzeug blitzten und funkelten von kostbaren Edelsteinen. In Antwerpen schritten die zwölf Apostel dem Zuge voraus. Und der Heiland durfte nur von einem eben aus Jerusalem zurückgekehrten Pilger dargestellt werden.

Der Wunsch, das allzeit schaulustige Volk besonders zu erfreuen, führte in Heidelberg sogar dazu, in dem Festzuge die ganze biblische Geschichte von Adam und Eva an darzustellen. Die Schlußapotheose bildete der Einzug Christi in Jerusalem. Wie bei solchen Veranstaltungen leicht aus dem Heiligtum etwas sehr Profanes werden kann, zeigt die Tatsache, daß man schließlich, nach Beendigung der Prozession, Kinder auf dem Esel reiten ließ, was als besonders heilsam für ihre geistige und körperliche Entwicklung betrachtet wurde, was aber doch zu manchen Mißhelligkeiten Anlaß gab.

Während in der römisch-katholischen Kirche schon Gregor der Große den Geistlichen verbot, die Rolle des Messias darzustellen und wünschte, daß der Palmesel nicht einen Menschen, sondern eine hölzerne Christusfigur oder ein Christusbild tragen sollte, hielt die griechisch-katholische an der Darstellung des Heilands durch einen Priester fest. Es war in Moskau üblich, daß der Zar mit seinem ganzen Verwandtenkreis und alle hohen Würdenträger des Hofes hinter dem Reiter in feierlichem Zuge einher schritten. Erst Peter der Große hat dieser Sitte ein Ende bereitet, vermutlich aus politischen Gründen. Er sah, wohl nicht mit Unrecht, in der enthusiastischen Begrüßung des reitenden Priesters, dem das Volk begeistert zujubelte, eine Schwächung seiner politischen Macht. Er verbot deshalb die Palmesel-Prozession und vereinigte später in seiner Person die höchste geistliche und weltliche Macht.

Man erzählt zwar, daß innerhalb des Kreml noch in späterer Zeit Palmesel-Prozessionen stattgefunden haben. Doch blieb für die große Oeffentlichkeit dies Schauspiel unsichtbar. In Deutschland fand in Schwäbisch-Gmünd im Jahre 1802 die letzte Palmesel-Prozession statt. Sie war schon damals zu einer Art Volksfest herabgesunken, obwohl noch der gesamte Magistrat und die Geistlichkeit an dem Zuge teilnahmen und den mit Gold und Silber reich behängten Esel, der das kostbar geschmückte Christusbild trug, bis zur Spitalkirche begleiteten. Dieser übermäßig gewordene Schmuck des bescheidenen Grautierchens ist wohl die Veranlassung zu der bekannten süddeutschen Redensart geworden: „Geputzt wie ein Palmesel acht Tage vor Ostern", eine Redewendung, die auch wieder beweist, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist

Während die Prozessionen selbst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschwunden sind, hat sich die Palmweihe, d. h. die feierliche Einsegnung der Palmen in Kirchen und Kapellen, noch bis zum heutigen Tage erhalten. Von wie berauschender Schönheit ist dieses Fest in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, in welcher der Papst selbst die Palmen zu weihen pflegt. Sie werden zu diesem Zwecke aus Sizilien und Nordafrika bezogen. Unzählige Wachskerzen umstrahlen die malerischen Gewänder der hohen Geistlichkeit. Herrlicher Gesang umrahmt die Feier. Die Palmzweige werden an die Anwesenden verteilt und bilden das ganze Jahr über ein kostbares Erinnerungszeichen.

In nördlicheren Gegenden nahm man statt der echten Palmenzweige Zypressen, Wacholder, Buchsbaum oder Stechpalme (Ilex), während vielfach, wie in England, Weidenzweige mit ihren silbergrauen Kätzchen die Stelle der Palme vertreten.

Auch die moderne Weltanschauung könnte dem Palmsonntag mit seiner herben Schönheit des Vorfrühlings noch eine tiefere seelische Bedeutung geben. In einer Rede des berühmten Beda Venerabilis (gest. 735) heißt es: „Die geweihten Palmenzweige, die auf den Weg der Prozession gestreut werden, sind ein heiliges Symbol dafür, daß die Menschen sich unter einander den Lebensweg durch Werke wahrer Nächstenliebe, durch Treue, Güte und Barmherzigkeit schmücken sollten." Damit ist gewiß die stärkste sittliche Bedeutung der Palmsonntagsfeier ausgedrückt.

Die Heiligen vom jüngsten Tage.

Das geheimnisvolle Buch Mormon. — Joe Smith, der Prophet und Märtyrer. — Der Auszug der Zwölftausend.

Von Howard F. Gibson-St. Louis.

Am 6. April dieses Jahres feiert die „Kirche der Heiligen vom Jüngsten Tage" in ihrem Kultzentrum am Großen Salzsee ihr hundertjähriges Bestehen. Wie der fesselnde Roman eines phantasiebegabten Autors mutet die Geschichte dieser eigenartigen Sekte an. Da war Joe Smith, der 1805 in Vermont geboren wurde und später in den Staat New York zog. Verschiedene Berufe, in denen er sich versuchte, sagten ihm nicht zu. Er wurde Schatzgräber und fand — so lehrte er wenigstens, und so glauben es seine Anhänger — einen Schatz, kostbarer als alles Gold, nach dem er je getrachtet: Zwei Messingplatten, mit einer Schrift bedeckt, die er nicht lesen konnte, und zwei wundersame Steine. Da erschien ihm Moses im Traum und lehrte ihn den Gebrauch der Wundersteine, die dem Schatzfinder die Schrift entziffern halfen.

Hinter Vorhängen vor den Augen aller Unberufenen verborgen übersetzte Joe Smith die Botschaft der beiden Messingtafeln, das Buch Mormon, einen Band, beinahe so